

Wegworte

*Die Wochensprüche
des Kirchenjahres ausgelegt*

3. Sonntag nach Trinitatis

calwer

3. Sonntag nach Trinitatis

*Der Menschensohn ist gekommen,
zu suchen und selig zu machen,
was verloren ist.*

Lukas 19,10

Wenn wir von einem Menschen sagen, er kämpfe auf verlorenem Posten, dann geben wir damit zu verstehen: Was immer er tun wird, es hat keinen Sinn. Er hat verloren, ehe er anfängt.

So sagen wir von Leuten, die jenseits all dessen sind, was man zur Gesellschaft zählt, was nach unserer Auffassung noch »auf dem Spielfeld ist«, sie seien ein verlorener Haufe. In diesem Urteil steckt ein geheimes Einverständnis mit anderen: Denen ist nicht zu helfen. Vergeude an ihnen nicht deine Energien. Die sind auch nicht zu überzeugen. Die muss man laufen lassen. Solche gibt es leider auch. Schlimm ist das, aber nicht zu ändern.

Verlorene Menschen. Das Wort kann viel bedeuten: Leute, die Gott aus ihrem Leben verloren haben, wodurch auch immer. Leute, die sich selbst verloren haben und die sich nun hoffnungslos und rettungslos treiben lassen. Leute, die wir verloren haben: der verlorene Sohn einer Familie. Er kam seiner Familie abhanden, hat sich in Kreise orientiert, die seiner Familie so fern sind, dass es da keine Brücke mehr gibt. Der Kontakt ist abgebrochen.

So gibt es viele, sehr viele Menschen, die wir mit der Botschaft des Evangeliums und mit unserer Gemeindegemeinschaft nicht erreichen und vielleicht auch gar nicht mehr wirklich erreichen wollen, weil wir den Eindruck haben, da sei jede Liebesmüh vergeblich. Sie seien nicht »unsere Leute«.

Wer längere Zeit Pfarrer und dabei selbstkritisch geblieben ist, der ertappt sich gelegentlich mit einer Schere im Hirn. Er bekommt, wie er meint, einen Blick für die Leute, bei denen wir mit unserer Botschaft allenfalls eine Chance haben, und anderen, bei denen doch offenbar alle Anknüpfungspunkte fehlen. Warum ihnen nachlaufen? Man erntet da keinen Blumentopf. Halten wir uns lieber an die Leute, bei denen eine gewisse Aussicht besteht.

Der Bibelkundige kann für dieses sein Verhalten einige biblische Begründungen finden. Etwa im Psalm 1,1: »Wohl dem, der nicht wandelt im Rat der Gottlosen, noch tritt auf den Weg der Sünder, noch sitzt, wo die Spötter sitzen ...« Er kann wohl auch Johannes Calvins Prädestinationslehre heranziehen: Gott hat nicht wenige Menschen für immer zum Unheil bestimmt. Sie sind nun eben verstockt. Ihnen ist nicht zu helfen.

Zur Zeit Jesu war dieses Sortieren zwischen »rechten« Leuten und anderen, mit denen ein rechtschaffener Mensch nichts zu tun haben sollte, sehr alltäglich. Die Pharisäer – zu deutsch: die sich abgefordert haben – so ernst und imponierend sie ihre Frömmigkeit zu leben versuchten, haben diese Haltung sehr gefördert. Einige von ihnen waren durchaus bereit, stellvertretend für die Menschen des gesetzlosen Volkes Bußübungen auf sich zu nehmen. Der Pharisäer, der zweimal in der Woche fastet (Lk 18,12), sühnt mit seinem Fasten am einen Tag für seine eigene Sünde, am zweiten für die anderer Menschen. Fasten für die Verlorenen – ja! Aber essen mit ihnen – niemals!

Das Wort »Der Menschensohn ist gekommen zu suchen und selig zu machen« (besser übersetzt: zu retten), »was verloren ist« steht am Ende der Geschichte von der Einkehr Jesu bei dem Zöllner Zachäus. Dieser wohlhabende Mann hatte sein Geld auf eine Weise verdient, für die jeder selbstbewusste Jude nur Verachtung übrig hatte: Er zog den Zoll ein bei Reisenden, bei Kaufleuten besonders. Er hatte und nahm sich dabei erhebliche Freiheiten, musste einen Prozentsatz des eingezogenen Geldes den römischen Besatzern geben, den Rest konnte er für sich behalten. Klein gewachsen war der Mann auch. Jetzt konnte jeder darüber spekulieren, was der kleinwüchsige Mann mit seinem Machtgehabe und seiner Protzerei im Schatten der Besatzer kompensiere. Solche Leute waren verachtet. Bei ihnen war, so die Auffassung eines selbstbewussten Juden, Hopfen und Malz verloren. Konnte man sich gegen sie nicht wehren, so konnte man sie doch die eigene Verachtung spüren lassen.

Auch dieser Mann will Jesus sehen. Warum? Wir sind nicht berufen, sein Verlangen zu deuten. Pure Neugier? Irrationale Hoffnung, dass mit Jesus einer kommt, bei dem er nicht abgeschrieben ist? Sehnsucht nach einem anderen Leben? Gott weiß es.

Dass er in die Krone eines Baumes klettert, wird nicht nur damit zu erklären sein, dass der kleine Mann im Gedränge sonst keinen Platz fand. Wer in einer Baumkrone sitzt, sieht durch das Blätterdach und wird selbst nicht gesehen. Mancher von uns weiß das noch aus der Zeit, als er noch auf den Bäumen saß. Lauschen, beobachten, aber selbst nicht beobachtet werden, das ist spannend. Es kann fast zu einer Lebenshaltung werden.

Das Entscheidende an dieser Geschichte ist, dass Jesus ihn gleich entdeckt und dass Jesus zu ihm sagt: »Zachäus, steig eilig herab, ich muss heute in dein Haus einkehren.« Ich muss zu dir kommen.

Weil diese Geschichte nur eine unter vielen ist, weil Jesus oft das Kastenwesen der Frommen durcheinandergebracht hat, »murrten sie alle und sprachen: Bei einem Sünder ist er eingekehrt«.

In Israel kenne ich eine Frau, die sich selbst als unreligiös bezeichnet. Ja, den Pessach-Abend feiere sie, denn irgendwie müsse man doch sein Judesein noch leben. Aber an Gott glaube sie eher nicht. Ihr Bruder hat die Tochter eines hoch gestellten orthodoxen Rabbiners geheiratet, er lebt seither streng religiös. Freitags kommt er regelmäßig zu seiner Schwester, ehe er in die Synagoge geht, gelegentlich, um ihr Vorhaltungen zu machen wegen ihrer unkoscheren Küche etc. – »Du wirst krank werden, wer so lebt und isst, den straft Gott« – aber er besucht sie treu. Nur: Essen würde er nie bei ihr auch nur einen einzigen Bissen, trinken keinen Schluck. Und das eben verletzt seine Schwester. Bin ich denn unrein, dass er bei mir nichts isst? fragt sie. Sie fühlt sich von ihm als Objekt behandelt, nicht als Schwester ernst genommen. Die Freitagsbesuche des Bruders demütigen sie.

So ähnlich wird es mancher Schwester oder manchem Bruder auch bei uns Christen gehen, besonders bei frommen Verwandten. Es sind Risse spürbar im Boden, die wehtun und traurig machen.

Und sehr spürbar sind solche Risse auch in Dörfern: Kirchenleute und Leute der Vereinswelt, die einander zwar freundlich behandeln, die aber nicht bereit sind, wirklich zusammenzuarbeiten. Wer selbst eine Brücke zwischen beiden Welten bilden will, wird schon als nicht ganz zuverlässig angesehen: einer, der auf beiden Schultern Wasser trägt.

Ganz zu schweigen von den Gräben, die uns von Asylbewerbern, von Menschen anderer Kultur, anderer Sprache, anderer Religion

trennen. Um eine Kastengesellschaft zu finden, muss man nicht nach Indien gehen. Und um eine Segregationsgesellschaft zu erleben, müssen wir uns nicht in das Palästina zur Zeit Jesu versetzen.

Viele Christen spüren, dass das so nicht in Ordnung, nicht dem gemäß ist, was Jesus lehrte. Sie beobachten vor allem, dass Gemeinden zu Milieugemeinden werden. Sie »schmoren im eigenen Saft« und schrumpfen vor sich hin. Nicht von ungefähr entstand die »Aktion wachsende Kirche«. Vielleicht sollte sie lieber eine »Aktion suchende Kirche« sein. Der Titel »Wachsende Kirche« erweckt manchmal den Eindruck, dass es der Kirche vor allem um die Vermehrung ihrer Mitgliederzahl, um das Gewinnen von neuen Anhängern, Mitarbeitenden, wohl auch um ihre Kirchensteuer, geht. Die »wachsende Kirche« gerät leicht in den Verdacht, ihre so genannten Ressourcen vermehren zu wollen. Ein Programm »Suchende Kirche« ließe die Erwartung aufkommen, es gehe der Kirche darum, die Menschen, die sie verloren hat und die ihrerseits die Kirche verloren haben, zu finden, sie persönlich zu suchen.

Die charakteristische Art Jesu war die des Suchens. Deswegen ist seine Wegroute längere Zeit so merkwürdig unbestimmt, als hätte er selbst nicht so recht gewusst, wo er hingehöre und hinwolle. Es ist die Route von Suchbewegungen. Er ist unterwegs, Menschen zu suchen. Erst als er weiß, dass der Zeitpunkt seiner Passion im engeren Sinn gekommen ist, zieht er dann sehr konsequent »hinauf nach Jerusalem«.

Die Menschen, die er sucht und findet, sind oft Menschen, bei denen man nicht genau sagen kann: Wurden sie mehr von anderen abgehängt, abgesondert, isoliert? Oder haben sie sich mehr selbst durch ihr Verhalten von denen, die rechtschaffen leben wollen, abgesondert? Wie kam eine Hure ins Bordell? Ging es ihr so wie jener jungen Frau, von der die Heilbronner Mitternachtsmission einmal berichtet hat, ihre Pflegeeltern hätten sie, als sie 18 geworden sei, im Heilbronner Eros-Center abgegeben, da könne sie, die unnütze Esserin, ein gutes Geld verdienen? Oder die junge Polin, die sich immer nach dem Westen gesehnt hat, von Kriminellen unter falschen Versprechungen angeheuert, nach Deutschland geschleust, dann mit brutaler Erpressung zur Prostitution gezwungen wurde. Oder die junge Frau, die in finanziellen Schwierigkeiten und arbeitslos war, die aus eigenem Ent-

schluss »auf den Strich« ging und dort hängengeblieben ist. Eigene und fremde Schuld verquicken sich oft. Es ist nicht unsere Aufgabe, hier zu unterscheiden, so, als könnten wir das.

Es ist aber wohl die Aufgabe eines Menschen, der den Weg Jesu geht, Menschen, die sich isoliert haben, zu suchen. Und die Aufgabe einer christlichen Gemeinde ist es nicht, für eine gemeinsame Befriedigung unser gesellschaftlichen, sozialen, kulturellen und religiösen Bedürfnisse zu arbeiten. Vielmehr ist es Aufgabe der Gemeinde Jesu, Menschen zu suchen, die sie verloren hat und die ihrerseits die Kirche und wohl auch das Evangelium verloren haben.

Wer das tut, der gibt sich in den Augen der bürgerlichen Welt in ein Zwielicht. Es wird immer Menschen geben, die »seinen Hang zu zwielichtigen Gestalten« unfreundlich deuten. In gewissem Sinn wird es ihm dabei ähnlich gehen, wie es Jesus ging, als die »Gerechten« über ihn und sein Verhalten »murrten«. Wer aber dem Herrn Jesus Christus auch in dieser Bewegung folgt, der soll damit rechnen, dass der auferstandene Christus ihn auf solchen Wegen wohl führen und dass er ihm die Freiheit geben wird, mit dummen und hämischen Urteilen des hochverehrten Publikums zurechtzukommen.

Wie wäre es, wenn wir unsere Gemeinde ganz anders, nämlich als einen Suchtrupp Jesu verstehen würden?

Ausnahmsweise will ich berichten, wie mir das in einem Traum aufging. Es war die erste Nacht unseres Urlaubs in Südtirol. Ich sah vor mir das ganze Tal zugeschüttet von einer Lawine aus Geröll, Eis und Schnee. Dahinten auf dem Eis stand ein Mann – ich kannte ihn vom Gottesdienst. Er ruderte heftig mit den Armen, als wollte er sagen: »Schnell, komm! Hier unter dem Eis liegt ein Mensch!« Ich rannte hin, so gut einer im Traum unter seiner Bettdecke rennen kann. Der Mann, der mich hergeholt hatte, gab mir einen Eispickel, ich schlug aufs Eis aus Leibeskräften, stieß auch tatsächlich auf einen Arm, der seitlich aus der Schneewand herausragte. Ich ergriff die Hand, spürte einen Händedruck und fühlte: Die Hand ist noch warm. In diesem Augenblick erwachte ich mit der Frage: Wessen Hand habe ich gerade gedrückt? Wer ist der Mensch, der, verloren, begraben liegt unter Schutt und Eis? Der Mensch, der doch leben will und dessen Hand noch warm ist. Viele Menschen fielen mir ein. Zu-

erst der Mann, den ich vor dem Urlaub noch hatte besuchen wollen. Ein Lastwagen hatte ihn in Frankreich auf der Kreuzung schrecklich zusammengefahren, mit vielen Knochenbrüchen war er ins Krankenhaus eingeliefert worden. Nun saß er mühsam verkrümmt im Rollstuhl. Er war nicht der Einzige, der mir an diesem Morgen zwischen drei und vier vor Augen stand. So viele! Menschen, die leben wollen und die doch unter Geröll und Eis verschüttet sind.

Und wir Christen? Die Gemeinden? Abgezirkelte Gemeinschaften, die sich versammeln nach dem Motto »Gleich und gleich gesellt sich gern«, das – nach einer Feststellung des Theologieprofessors Ulrich Bach, der selbst seit Jahrzehnten im Rollstuhl sitzt – das Lebensgesetz jeder Segregationsgesellschaft ist? Oder Suchtrupps, Rettungstrupps Jesu Christi, mit ihrem Herrn unterwegs zu Menschen, die verloren gingen? Helferinnen und Helfer des guten Hirten, der die 99 vorübergehend sich selbst überlässt und das eine Schaf sucht, das sich im unwegsamen Gelände verstiegen hat?

»Selig machen« will Jesus Christus, was verloren ist. Diese Übersetzung ist nicht ganz treffend. Wörtlich übersetzt heißt es »zu retten«, was verloren ist. Es geht hier nicht um irgendeine emotionale Gefühlsbeglückung, die stattfinden oder auch notfalls unterbleiben kann. Es geht um »Rettung«, wie im Berg eingeschlossene Grubenarbeiter gerettet werden sollen, wie man Schiffbrüchige vor dem nassen Tod rettet, wie Erdbebenverschüttete mit Suchhunden aufgespürt und gerettet werden. Oder wie die Bergwacht einen verletzten Bergsteiger, der in der Bergwand hängt, herausholt. Die Übersetzung »selig machen« ist fast zu harmlos. Es geht nicht um schöne Gefühle, sondern viel elementarer um das Leben.

Schließlich noch die Bezeichnung »der Menschensohn«. Warum sagt Jesus nicht schlicht: »Ich bin gekommen, zu suchen ...«, warum »der Menschensohn ...«? Der Menschensohn ist der kommende Richter (Mt 25,31 ff.; Offb 2,12 ff.). Der kommende Richter, an dem und durch den sich jedes Menschenleben zum Heil oder Unheil entscheiden wird, ist bereits »gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist«. Christoph Blumhardt hat von dem Richter des Jüngsten Tages gesagt, der Heiland sei kein Hinrichter, sondern ein Herrichter. Seine Mission sei, Menschen herzurichten für das Leben.

Eberhard Jüngel sieht im Jüngsten Gericht Gottes großes Therapeutikum. Er wird richten, zurechtbringen, heilen.

So fällt von dieser Selbstaussage Jesu auch ein helles Hoffnungslicht auf die Erwartung des Jüngsten Tages. Das Gericht des Menschensohns wird die letzte entscheidende Rettungsaktion sein.